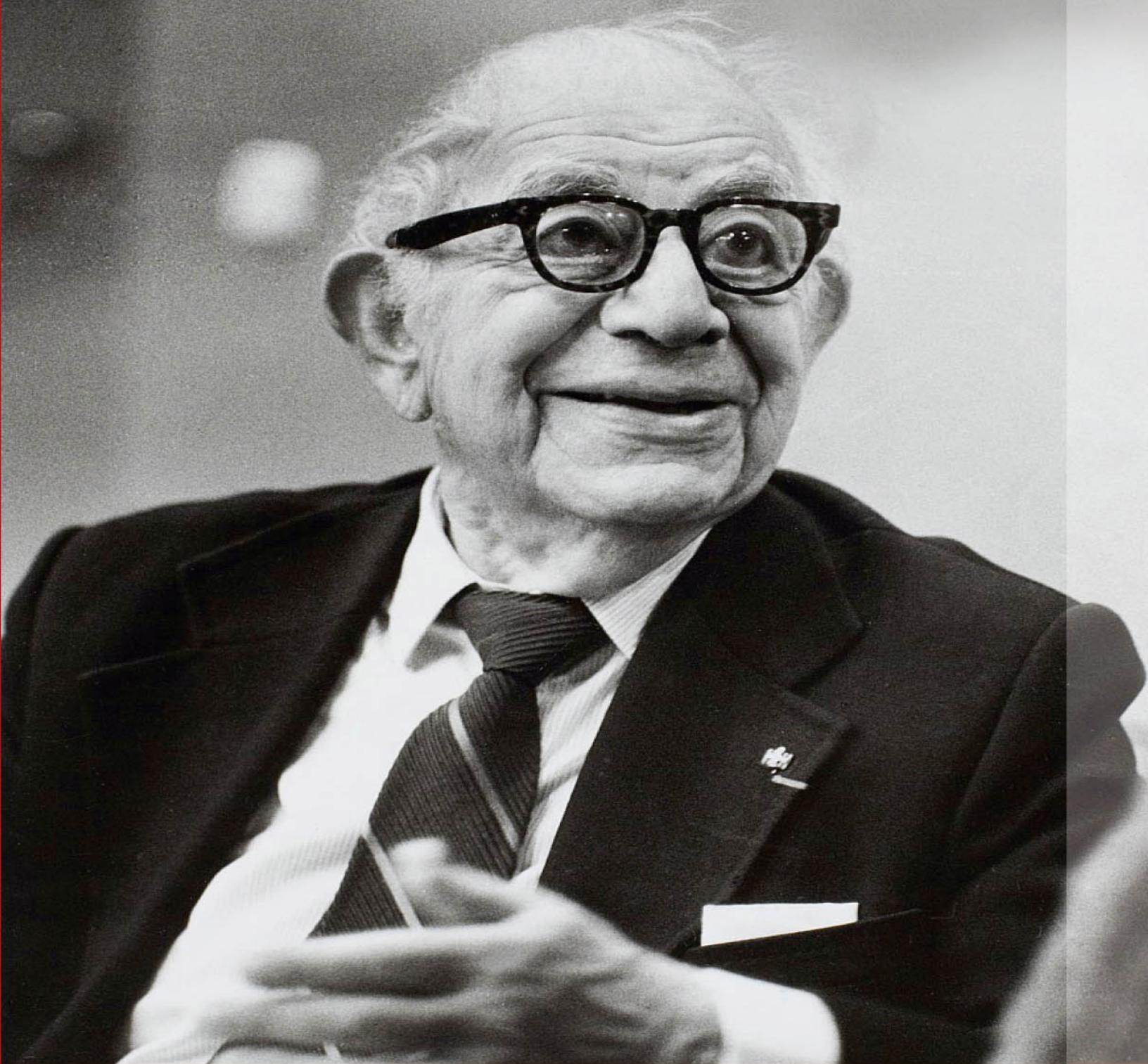


Alphons Silbermann



VERWANDLUNGEN

Eine Autobiographie

Dittrich

Alphons Silbermann

Verwandlungen

Eine Autobiographie

Der Neusatz des Textes folgt der Ausgabe der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung (2015). Die alte deutsche Rechtschreibung wurde beibehalten.

Erste Auflage 2022

© Dittrich Verlag, Weilerswist 2022

www.dittrich-verlag.de

Cover: Katharina Jüssen, unter Verwendung eines Fotos der SLUB Dresden / Deutsche Fotothek / Klaus Morgenstern

Layout: Gaja Busch

Printed in Germany

ISBN 978-3-947373-87-1

eISBN 978-3-947373-91-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

VORWORTE

Immer in aller Öffentlichkeit

Erinnerungen an einen Wissenschaftler, Freund und
Bonvivant

Kosmopolit, Flaneur und scharfer Kritiker

EINE AUTOBIOGRAPHIE

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Verzeichnis sämtlicher Schriften von Adolphe Silbermann

VORWORTE

Immer in aller Öffentlichkeit

Er wollte mich kennenlernen, ließ mich Alphons Silbermann wissen. »Gerne dazu bereit!«, antwortete ich postwendend. Ich war mir sicher, das Gespräch mit dem brillanten, auch als exzentrisch geltenden Soziologen und Kommunikationswissenschaftler würde sich nicht als Zeitverschwendung herausstellen. Ein Mensch mit einer beneidenswert reichen und wechselhaften Biographie könne nicht langweilig sein. Die Vermutung sollte sich als richtig herausstellen.

Aber warum ist er an mir interessiert? Von einem Treffen mit dem Chef einer großen Rundfunkanstalt mochte sich Alphons Silbermann als Leiter des Instituts für Massenkommunikation geschäftliche Kontakte versprechen. Völlig verständlich. Er war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Unternehmer. Was er in dieser Eigenschaft zu leisten verstand, ist in seiner Autobiographie höchst anschaulich beschrieben. Doch neben Geschäftlichem gab es auch sonst genügend Gesprächsstoff, zumal wir beide viele Jahre im Ausland verbracht hatten.

Ein Restaurant mit gut beleumundeter Küche suchten wir uns auch. Um uns ungestört und diskret auszutauschen, ließen wir einen Tisch in einer ruhigen Ecke reservieren. Die Vorsichtsmaßnahme erwies sich als Fehlkalkulation. Silbermanns Schwerhörigkeit, Folge seines gesegneten Alters, führte dazu, dass wir uns in einer Lautstärke unterhielten, mit der wir ein Saalpublikum

selbst in den hintersten Reihen klar verständlich erreicht hätten. Ohne Mikrophon!

Anfangs checkte ich durch prüfende Blicke auf die Gäste, ob sich jemand durch unser Gespräch gestört fühlte. Doch nirgends gab es Zeichen von Protest. Niemand schien sich belästigt zu fühlen. Beruhigt wandte ich meine volle Aufmerksamkeit Alphons Silbermann zu, der mit seiner ganzen Wortmächtigkeit den Zustand unserer Gesellschaft und ihres politischen Spitzenpersonals – national und lokal – analysierte. Je mehr sich der 90-jährige Silbermann in Fahrt redete, desto mehr beglückwünschte ich mich, dem Treffen mit ihm gleich zugestimmt zu haben. Ich erlebte eine Politikunterhaltung blitzenden Geistes mit Personenbeschreibungen, die Satire-Programme höchsten Anspruchs geschmückt hätten. Aber nicht nur ich war Nutznießer der unvorhergesehenen Show, sondern auch die übrigen Gäste. Jedenfalls brachten sie ihre Freude an Silbermanns Feuerwerk unverhohlen zum Ausdruck. Nach einer ebenso geistreichen wie deftigen Pointe brach plötzlich Beifall an den Nachbartischen aus, begleitet von herzhaftem Lachen. Nun wurde mir klar, warum die Gäste ihr Abendessen wortlos eingenommen hatten.

Aus nachvollziehbaren Gründen wollten wir über das Geschäftliche in diesem Rahmen nicht sprechen. Das haben wir kurze Zeit später in meinem Büro nachgeholt. Es ging um die Wirkung der Sendung »Presseclub« auf das Publikum; das Institut für Massenkommunikation sollte dazu eine Studie anfertigen. Auch hier zeigte sich die Denk- und Handlungsweise des Weltbürgers Alphons Silbermann. Er sah in dem Projekt die Chance, das Phänomen Talksendung gewissermaßen global anzugehen, während wir in den überschaubaren Grenzen des »Presseclub«-Publikums bleiben wollten.

Wir haben uns auf die kleinere Version geeinigt. Immerhin klang der Titel »Mehrdimensionale Inhaltsanalyse des Presseclubs und Gruppendiskussionen« einigermaßen repräsentativ, wenn auch reichlich vage. Zur Umsetzung ist es leider nicht gekommen. Alphons Silbermann hat sich noch für den Erhalt des Vertragswerks bedankt, aber gleichzeitig mitgeteilt, dass er sich wegen einer schweren Erkrankung ins Krankenhaus begeben müsste. Wenige Tage später starb er. Höchst ehrenvolle Würdigungen wurden ihm in angesehenen Zeitungen und Zeitschriften gewidmet.

Die Nachricht von seinem Tod hat mich sehr berührt. Einerseits schätzte ich mich glücklich, ihn noch kennengelernt zu haben; auf der anderen Seite bedauerte ich, nicht mehr mit ihm über sein bewegtes und bewegendes Leben sprechen zu können. In einem Nachruf hieß es treffend: »Ihm wurde nichts erspart, er ließ aber auch nichts aus.«

Alphons Silbermann hat sein Leben mit äußerster Intensität gelebt. Zig Publikationen sind von ihm und über ihn erschienen. Als bedeutendstes Werk gilt vielen Zeitgenossen, die mit ihm zu tun hatten, seine Autobiographie. Er hat sie in der dritten Person geschrieben. Das verschaffte ihm die Möglichkeit, sein Ich aus der Distanz zu betrachten und zu beurteilen. Zugleich war er dadurch in der Lage, seine stärkste Formulierungswaffe einzusetzen: die Selbstironie.

Mit der dadurch gewonnenen Souveränität hat er sein Leben beschrieben: die Demütigungen und Verfolgungen als Jude, die Wonnen und Leiden als Homosexueller, die Erfolge und Niederlagen im Beruf, die Anfeindungen und Triumphe in der Gesellschaft. Immer in aller Öffentlichkeit! Bei Silbermann ging es ständig rauf und runter. Was soll

ich noch viel schreiben! Lesen Sie selbst, was Alphons Silbermann über sich und die Welt geschrieben hat!

Fritz Pleitgen
Langjähriger WDR-Intendant

Erinnerungen an einen Wissenschaftler, Freund und Bonvivant

Unbequem war Alphons Silbermann allemal. Seine Studien, oder sagen wir besser: seine Einlassungen, die sich neben den fleißigen Arbeiten zum Antisemitismus und zu den sozialen Vorurteilen im Allgemeinen hauptsächlich mit der Soziologie des deutschen Alltags befassten, wirbelten Staub auf. Das hing in erster Linie nicht mit den von ihm behandelten Themen zusammen, sondern damit, dass er kein Problem darin sah, sich mit Fragestellungen zu befassen, die normalerweise den Wissenschaftsbetrieb nicht oder nur am Rande interessieren.

Sein Bestseller »Von der Kunst der Arschkriecherei« (1997) zum Beispiel war der gelungene Versuch, ein Phänomen zu behandeln, das jedem von uns nur allzu bekannt ist, aber kaum einer zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung machen würde. Alphons Silbermann sah das anders. Die »Arschkriecherei«, meinte er, sei nicht schlechthin verwerflich, sondern es komme darauf an, zu erkennen, zu welchem Zweck sie betrieben werde. Dies, so seine hinter sinnige Argumentation, sei eine eminent soziologische Fragestellung. Dass diese Art des Herangehens an ungewöhnliche Alltagsthemen bei Soziologen-Kollegen Kopfschütteln auslösen konnte, nahm Silbermann gern in Kauf.

Er selbst teilte gerne heftig aus, konnte aber auch in höchstem Maße selbstkritisch sein, wenn er auf sich zu sprechen kam und seine eigenen Auftritte kommentierte. Silbermann pflegte das Stilmittel der Selbstironie, so beispielsweise, wenn er in seinen Erinnerungsbüchern von sich in der dritten Person schrieb. Es war wohl das sympathische Bemühen, sowohl Distanz zu sich, zu den eigenen Lebensumständen, als auch zur eigenen Arbeit herzustellen. Aber es konnte auch als augenzwinkernde Aufforderung an die Leser seiner Bücher verstanden werden, nicht alles, was er sagte und behauptete, verbissen ernst zu nehmen.

Das gilt zweifellos auch für den Essay »Alle Kreter lügen« (1993), in dem Silbermann bemüht war, einer breiteren Öffentlichkeit die Vorurteilsproblematik in einer verständlichen Sprache näherzubringen. Auffällig dabei ist, dass er sich bei der Wahl des Titels bei einem Kollegen, dem empirischen Sozialforscher Karl Georg Freiherr von Stackelberg, bedient hat. Silbermann tat das ganz offensichtlich bewusst.

Silbermann benutzte den Titel, versah ihn aber mit einem anderen Untertitel als Stackelberg. Dieser hatte bei seinem einige Jahre zuvor erschienenen Büchlein den allgemeinen, aber nicht sonderlich aussagekräftigen Untertitel »Vorurteile über Menschen und Völker« hinzugefügt, Silbermann hingegen wählte den harmlos klingenden, aber geradezu subversiven Untertitel: »Die Kunst, mit Vorurteilen zu leben«, was zweifelsfrei eine Spitze gegen Stackelberg und die damals gängige Vorurteilsforschung sein sollte.

In seiner unnachahmlich eleganten Art, Phänomene mit Grandezza zu beschreiben, verknüpfte Silbermann in diesem Essay Stationen seiner eigenen Lebensgeschichte mit allgemeinen soziologischen Betrachtungen, sein Leib-

und Magenthema betreffend. Kein Mensch, so erklärte er, selbstverständlich auch er nicht, sei frei von Vorurteilen. Warum auch? Um zu verdeutlichen, was er mit seiner Bemerkung meinte, zitierte er stereotype Einlassungen, die immer wieder zu hören sind – auf der Straße, aber auch in Kreisen der sogenannten besseren Gesellschaft: »Ausländer sind fauler als Deutsche«, »Frauen sind dümmer als Männer«, »Süßigkeiten sind ungesund«, »Neger stinken« oder »Juden haben Plattfüße und krumme Nasen«.

Silbermanns Erklärungsversuche, solche Vorurteile betreffend, sind in dem Essay »Alle Kreter lügen« in einer streng wissenschaftlichen Sprache verfasst, aber mit einer Reihe persönlicher Anmerkungen garniert, die erkennen lassen, dass es ihm einen geradezu diebischen Spaß bereitete, eine ironisch-spöttische Distanz zu den ihn beschäftigenden Themen herzustellen. »Wenn wir«, so heißt es in dem Essay, »keine Vorurteile hätten, würde es uns nicht so viel Vergnügen bereiten, in anderen welche zu entdecken.«

In einer unnachahmlichen Weise konnte Alphons direkt sein. Als ich beispielsweise in irgendeiner Fernseh-Talksendung mitgewirkt hatte, rief er mich am nächsten Tag an und bemerkte süffisant: »Das war ja mehr als peinlich.« Ich: »Wieso?« Alphons: »Julius, du hast in der Sendung sechsmal ›äh‹ gesagt – das geht nicht.« Oder ein andermal mahnte er mich, »du solltest, wenn du auf einem Podium sitzt und das Publikum unter dem Tisch deine Beine hervorragen sieht, darauf achten, dass deine Socken hochgezogen sind«.

Alphons, der am 4. März 2000 in einem Kölner Krankenhaus verstarb, legte großen Wert darauf, in die jüdische Tradition eingebunden zu sein. Als er einige Tage später, wie das jüdischer Brauch ist, auf dem Jüdischen

Friedhof in Köln-Bocklemünd zu Grabe getragen wurde, hielt ich eine Grabrede, in der ich Alphons als einen »Charmeur« beschrieb, als einen »Grandseigneur«, als »eine Gestalt wie aus einem Roman aus dem Berlin der 20er Jahre« (Henryk M. Broder).

Ich war bemüht, in meiner Abschiedsrede seine Verdienste um die Wissenschaft zu würdigen, kam dann aber auch auf uns zu sprechen, die wir ihn in den letzten Jahren als Kollegen und Freunde begleitet hatten: »Für uns Jüngere war die Begegnung und die Zusammenarbeit mit Alphons Silbermann vor allem deshalb wichtig, weil er uns lehrte, ihr müsst offensiv eure Ansichten vertreten. Ob die Ergebnisse einer Untersuchung einem Politiker passen oder nicht, ihr dürft, so erklärte er immer wieder, keine Kompromisse machen.« Ich schloss die Trauerrede mit dem Satz, und ich hatte dabei Tränen in den Augen: »Wir alle werden die Stimme von Alphons Silbermann schmerzlich vermissen.«

Meinen Dank an Alphons für das, was er uns, den Jüngeren, auf unserem Lebensweg mitgegeben hat, konnte ich erst posthum abstaten. Ein Studentenwohnheim, das 14 Jahre nach seinem Tod von der Moses Mendelssohn Stiftung am Höninger Weg in Köln-Zollstock nahe der Universität errichtet wurde, trägt seinen Namen. Mit dem Alphons Silbermann Haus gedenken wir eines Kölner Juden, eines Wissenschaftlers, aber auch eines Bonvivants, der es verstanden hat, den manchmal tristen Lebensumständen auch ihre anderen, ihre schöneren Seiten abzugewinnen – und zwar mit einem für ihn typischen Lächeln in den Mundwinkeln und dem für ihn bezeichnenden Augenzwinkern.

Prof. Dr. Julius H. Schoeps
Gründungsdirektor

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Universität Potsdam

Kosmopolit, Flaneur und scharfer Kritiker

»Was soll dieser theoretische Seiber. Das muss Frau Schmitz unter der Haube auch verstehen!« Wenn Silbermann einem wissenschaftlichen Mitarbeiter oder Assistenten solches entgegenschleuderte, dann war Alarm in der Bude. Zurückhaltung kannte der Hommes de lettres nicht. Wehe, die Ausführungen, Reflexionen oder Analysen waren nicht stilvoll und präzise verfasst, wehe, die Kleidung passte ihm nicht (»Sind Sie unter die Berber gegangen!«), wehe, das äußere Erscheinungsbild gab Anlass zur Kritik (»Bitte mit gewaschenen Ohren!«), dann existierte für ihn auf der Kritikskala keinerlei Grenze. Dies bekamen Heerscharen von Kellnern und Maîtres in Grand Hotels, wo er das Salatbüffet »den Kühen überließ«, genauso zu spüren wie begleitende Freunde bei Theater- oder Opernpremieren, wenn spät in allen Einfärbungen, Tonlagen und Lautstärken über das Regietheater geschimpft wurde, oder auch die Gesprächsteilnehmer beim »Kölschen Stammtisch« des WDR 4, wo Silbermann in der legendären Schankwirtschaft »Schmitze Lang« in der Kölner Südstadt über den schlechten Wein bei den Prunksitzungen spottete.

Wie der stimmungsgewaltige und stets überraschungsfreudige Professor die Studierenden für Aspekte der Kunstsoziologie sensibilisierte, das erlebte ich im Sommersemester 1988 in der Kölner Universität. Silbermann war der Einladung seines Professorenkollegen

Karl Otto Conrady gefolgt und widmete sich mit großem Vergnügen dem Thema »Literatursoziologie«. Der schmuddelige Vorlesungssaal im Kellergeschoss des Universitätshauptgebäudes war rappelvoll. Kaum noch ein Reinkommen. Andrang wie bei einem Popstar. Bunte Garderobe – von der Latzhose bis zum Seidenanzug war alles vertreten. »Was wollen Sie denn alle hier?«, rief der allseits Hofierte in den Saal. Durchsetzungsstark, temperamentvoll und in freier Rede vermittelte Silbermann Grundzüge einer empirischen Literatursoziologie. Wandlungsreich schlüpfte er in die verschiedensten Rollen vom strengen Wissensvermittler bis hin zum extrovertierten Bohemien, beinahe entrückt in die Sphären eines höchst belesenen Romanciers aus einer vergangenen Epoche. Herausfordernd im Streit und in Provokationen rüttelte Silbermann die Studierenden wach, wenn er vor der Folie seines ereignisreichen Lebens vor Antisemitismus warnte und auf die unterschwelligen Ressentiments im Alltag hinwies, wenn von ihm als »deutscher Jude« die Rede war. »Warum muss das immer betont werden, man sagt doch auch nicht von irgendeiner Person, das ist ein deutscher Katholik!«

Umringt von Hochschulkollegen, Dozenten und Studierenden, genoss der Vielgefragte nach dem Vorlesungspensum sichtlich alle Freiheiten und zündete sich, trotz Rauchverbots, eine Mentholzigarette an. Plötzlich pickte er mich aus dem Pulk der Fragesteller heraus und rief mir zu: »Kommen Sie mit!« So begleitete ich den ehrwürdigen Professor zum vor der Universität parkenden Taxi und erhielt prompt die Einladung, ihn zu besuchen. Wochen später kam ein Schreiben aus dem Hotel Majestic in Cannes: die Ankündigung einer besonderen Freundschaft. Plötzlich kam Bewegung in sein und mein Leben. Zur Überraschung seiner wissenschaftlichen Equipe

um Dr. Albin Hänseroth, Dr. Herbert Sallen, Francis Hüser und Detlev Müller erweiterte ich das Team seines Kölner Instituts. Daneben ließ mich Silbermann als engsten Freund und Vertrauten neben seinem Sohn Beppino teilhaben an vielen Begebenheiten, vor allem an der wissenschaftlichen und literarischen Arbeit.

Das »Mahler Lexikon«, das Opus magnum unter den Silbermann'schen Musikbüchern, war erfolgreich abgeschlossen, und es dauerte nicht lange, bis der voller Tatendrang steckende Wissenschaftler mit dem »Dichten«, wie er den kreativen Prozess des Schreibens nannte, zu einem neuen Werk begann: seiner Autobiographie. Aber wie bekomme ich ein derart prall gefülltes Leben literarisch eingefangen? Der Empiriker und Nestor der Massenkommunikation meisterte diese Herausforderung auf seine Art: Er hatte sich einen Strukturplan zurechtgelegt, der vorsah, pro Tag möglichst zehn bis zwanzig Manuskriptseiten handschriftlich zu Papier zu bringen, und in strenger Arbeitsdisziplin abgearbeitet wurde. Was ihm an so vielen Autobiographien missfiel, war die permanente »Ich«-Bezogenheit. Derlei narzisstisches Gehabe umging der Autor, wie die Leser schnell merken werden, galant durch einen ganz besonderen Kunstgriff. Fertige Textpassagen und Kapitel ließ der Autor nicht allzu lange im Manuskriptstapel ruhen. Diese bekam sogleich ein auserwählter Zuhörerkreis zu hören, dem er mit der Inbrunst eines Rezitators das Niedergeschriebene nuancenreich vortrug. Es war für ihn ein Genuss, dem Sprachrhythmus nachzuspüren und, falls angebracht, kleinere Korrekturen anzubringen.

Bei aller literarischen Kür verlor Silbermann nie die Institutsgeschäfte oder die eigene Öffentlichkeitsarbeit aus dem Blick. Studien zur Alltagskultur und zur Antisemitismusforschung wurden auf den Weg gebracht,

Texte redigiert, Interviews gegeben und Engagement bei öffentlichen Veranstaltungen vereinbart. Turnusmäßig zog es ihn in den Winterurlaub nach Kandersteg, im Sommer ins italienische Abano Terme. Dort stimmte ihn Ende der achtziger Jahre eine per Luftpost aus Australien angekündigte Begegnung mit Else Baring – mehrfach in seiner Autobiographie erwähnt – zunächst überhaupt nicht glücklich. Die hochbegabte Dame war mit Erste-Klasse-Flug nach Italien gekommen und äußerst neugierig, welche Rolle sie in der Silbermann'schen Autobiographie spielte. Mehrfach verschob Silbermann das Gespräch mit ihr. Schließlich kam es doch zu einem abendlichen Meeting, das mehr ein Gipfeltreffen von zwei laut sprechenden, einander schlecht zuhörenden Gesprächspartnern war. Alphons Silbermann beschränkte sich auf den Austausch von Höflichkeiten, spielte den Charmeur und gab gleichzeitig Else Baring gegenüber keinerlei Spezialdetails über die Autobiographie preis.

Weitaus euphorischer hellte sich die Stimmungslage bei den jährlichen Paris-Besuchen auf. Hatte Silbermann in der Seine metropole nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland verarmt leben müssen, so erfüllte es ihn nun mit Stolz, welchen Respekt und welche Anerkennung ihm französische Wissenschaftler für seine kunst-, kultur- und mediensoziologischen Arbeiten sowie für die Antisemitismusforschung entgegenbrachten. Wie ein »Flaneur des Jahrhunderts« promenierte er auf den Boulevards, in der Opéra Garnier oder auf den langen Gängen im Grand Hotel Lotti an der Rue de Castiglione, unweit von der Place Vendôme, wo er allerlei Exzellenzen aus der Wissenschaft zum Mittagessen einlud. An seinem Revers blitzte das Ehrenzeichen Palmes Académiques, und es sollte wenige Jahre später eine noch größere und vornehmere Wissenschaftsauszeichnung der Französischen

Republik an ihn herangetragen werden: Membre correspondant de l'Académie française. Dies alles erfüllte ihn mit großer Genugtuung.

Silbermanns Autobiographie, die inzwischen unter dem Titel »Verwandlungen« erschienen war, erzielte eine große Medienresonanz. Die Auftritte in Talkshows, seine Provokationen und Überraschungsattacks gegenüber Talkmastern und deren Gäste irritierten jedoch so manchen Professor. Silbermann scherte das wenig. Er fühlte sich geehrt, als das ZDF ihn in der Reihe »Zeugen des Jahrhunderts« porträtierte oder ihn Marcel Reich-Ranicki in einem spontanen TV-Aufeinandertreffen ausgiebig befragte. Dem Medienstar gefielen die TV-Auftritte, ebenso die Lesetourneen mit vielen Interviews. Mit den »Verwandlungen« leitete der damals 80-jährige Autor eine höchst produktive Schaffensphase mit weiteren Büchern und soziologischen Studien ein. Als Gelehrter und aufmerksamer Zeitzeuge nahm er weiterhin Stellung zu aktuellen Entwicklungen. Silbermann überraschte stets aufs Neue. Doch er blieb vor allem, wie ihn viele Freunde und Weggefährten bis hinein in seine letzte Lebensphase im Klinikum Merheim erlebten: vornehm, eitel, kultiviert, sehr weise und scharf in der Kritik. Seine Kritik war willkommen, weil sie ehrlich und kompetent und deshalb hilfreich war. Die Nachricht von seiner schweren Krankheit ertrug er gelassen, stoisch! Unerträglich wurde es für ihn, als in Konsequenz der Krankheit seine physische Kraft nachließ und er seiner feinen, eleganten, ganz persönlichen Lebensführung nicht mehr entsprechen konnte! (Prof. Dr. Dr. med. Hans Troidl)

Sein reiches Leben und Wirken meisterte Alphons Silbermann, wie es seinem Namen entsprach: äußerst wandlungsreich. Entsprechend heißt der Titel der Neuauflage wie beim Original »Verwandlungen«.

Michael Brüning
Geschäftsführer der LAG Musik NRW

EINE
AUTOBIOGRAPHIE

I

Eigentlich sollte er eine mehr oder weniger authentische Monographie über den Maler Caravaggio schreiben, jenen grandiosen italienischen Naturalisten aus der Übergangsperiode zwischen Post-Renaissance und Barock. Doch daraus wurde nichts. Denn alle Versuche, sich in die Person und Lebensauffassung dieses genialen Rabauken, der er war, zu versetzen sowie auch in sein Zeitalter, scheiterten. Will bei einem biographischen Unterfangen etwas Rechtes herauskommen, muß man während des Schreibens imstande sein, mit dem Abzuhandelnden zu leben. In seinen Büchern über die Musiker Jacques Offenbach und Gustav Mahler war Silbermann dies gelungen, zumal er unter den Künsten eher der Musik als der Malerei nahesteht.

Gewiß, er hat in seinem Leben und bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit so manches angefaßt, von dem er wenig oder gar nichts verstand, hat Drucksachen verkauft, als Kellner und Küchenmanager gedient, Restaurants geführt und später, als er keineswegs unerfolgreich die wissenschaftliche Lebensbahn betrat, zahllose Artikel, Glossen und Traktätchen zu Themen verfaßt, von denen man weiß Gott nicht sagen kann, er habe sie beherrscht. Aber so ist nun mal das Leben eines Emigranten, wenn es darum geht, seine Nomadenexistenz auf einem einigermaßen verbindlichen Niveau durchzustehen.

Jetzt jedoch, er geht seinem achtzigsten Lebensjahr entgegen, hat er das nicht mehr nötig, hat auch keine Lust,

sich mit dem Schreiben von mit Phantasie angereicherten biographischen Konglomeraten die Zeit zu vertreiben. Die ihm eigene Dynamik – nenne man sie Denkkraft, Kämpfermut, Bössartigkeit, Eitelkeit, Ehrgeiz oder Selbsterhaltungstrieb – hatte ihn stets davon abgehalten, ziellos Wort für Wort aufs Papier zu setzen, selbst wenn er dafür hoch oder niedrig bezahlt wurde. Die Sache mußte einen Sinn haben, durfte nicht der Unentgeltlichkeit zum Opfer fallen. Das wäre mit einem Caravaggio-Buch der Fall gewesen, es sei denn, es wäre dabei eines dieser Bilderbücher zustande gekommen, die mit kurzen biographischen Hinweisen und begleitenden kunstwissenschaftlichen Texten das Gute und Schlechte der Persönlichkeit des Künstlers schlicht übertünchen. Silbermann, immerhin ein international bekannter Kunstsoziologe empirischer Weisung, konnte sich derlei Scherze nicht leisten; sie liegen ihm nicht.

So entstand ein Ringen mit sich selbst. Denn einerseits war er es gewesen, der das Thema »Caravaggio« seinem Verleger vorgeschlagen und schon Vertrag unterschrieben und Vorschuß einkassiert hat, andererseits jedoch hat erkennen müssen, daß er sich derzeit – trotz aller Bewunderung für und womöglich auch Affinität zu der recht gesetzlosen Haltung des Malers in Leben und Kunst – nicht in der Lage sieht, sich ihm zu widmen. Hilfesuchend wurden mannige Gespräche mit Freunden, Bekannten und Kollegen geführt, die deutlich anklingen ließen, daß es weitaus besser sei, sich mit dem eigenen Leben auseinanderzusetzen als mit dem des Michelangelo da Caravaggio. »Schreib deine Autobiographie«, riet man ihm, »du hattest ja ein bewegtes und interessantes Leben, das so manchem manche Erleuchtung bringen wird.«

Dieser Floh im Ohr, der ihn bis dato nie gejuckt hatte, piekte und piekte, bis sich vor seinem geistigen Auge

alptraumartige Fragenkomplexe kundtaten. Unter ihnen waren es vor allem zwei, mit denen er sich wochenlang herumschlug. Einmal die Frage: Kann ich mir selbst gegenüber so ehrlich sein, daß ich nicht zur Lüge zu greifen habe, um, wie so manche der Selbstdarsteller, in deren Bücher er sich vertieft hatte, sein Tun und Lassen, seine Lüste, Zuneigungen und Abneigungen hinter falschen und verfälschten Ranken zu verbergen. Auch war ihm wenig daran gelegen, jenes Verstecken hinter großen Namen zu betreiben, bei dem die Tatsache, daß man einmal bei einem Empfang mit Arthur Rubinstein ein paar Worte gewechselt hat, selbstgefällig protokolliert wird. Zum anderen war zu überlegen, ob seine Person und sein Leben, wenn sie von ihm vorgelegt werden, einer irgendwie gearteten Zielsetzung entsprechen könnten, also weder zu einem Selbstanhimmlungsrummel würden noch zu einer Klatsch- und Tratschgeschichte. Allerdings war es ihm auch nicht darum getan, sich in falscher Bescheidenheit zu wiegen; denn dem entsprechen nicht sein Können und seine Selbstsicherheit. Kurzum, wenn schon dein Leben ausbreiten, geh mit aller Offenheit daran und zeige auf, wie der Judenjunge aus Köln, der als Emigrant durch die Lande zog und heute ein emeritierter Soziologieprofessor der Universität zu Köln ist, die Soziologie am eigenen Leibe erlebt hat – selbst wenn keine Sache so sehr an ihren Namen gebunden ist, daß man keinen anderen dafür finden könnte.

Als er sich daranmachte, sein Gedächtnis über seine frühen Kindheitsjahre zu erkunden, um darüber zu berichten, weil nach den Auslassungen der Seelenleser ja dort die Ursprünge all dessen, was später geschehen wird, gelegen sind, mußte er feststellen, daß er sich nicht wie viele der Gescheiten daran erinnern konnte, ob er mit drei Jahren schon stubenrein war und mit sechs Jahren

Bachfugen vor sich hinplärren konnte. Und was da auf den verzwickten Wegen der Emigration an Dokumenten und Fotos gerettet worden war, war erbärmlich wenig. Nur der vorsorglich behütete, über alle Meere transportierte Geburtsschein wies auf, daß der Kaufmann Salomon Silbermann den Standesbeamten hat wissen lassen, daß ihm zu Köln in der Trierer Straße 47 am 11. August 1909 um sieben Uhr morgens ein Sohn geboren wurde, dem er den Namen Alphons gegeben hat. Und zwar, so ist zu betonen, Alphons mit »ph« und nicht mit »f«, ein geringfügiger Unterschied, möchte man meinen, doch das ist ein Irrtum. Denn als es in späteren Jahren zur Bescheinigung der zahllosen Dokumente kam, die an den Rockschwänzen des Lebens baumeln, machte man ihm unentwegt Schwierigkeiten, weil er, der von dieser Schreibweise von anno dazumal nichts gewußt hatte, bei seiner Unterschrift den Alphons stets mit »f« kritzelte. Das tut er zwar immer noch, findet das »ph« aber äußerst apart und besteht darauf, daß auf Druckwerken gleich welcher Art das »ph« zu benutzen ist. Da kennt seine Eitelkeit keine Grenzen.

Außer bei Kaisern, Königen, Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, die mit Welt- oder Geschichtsruhm bedacht sind, sind Einzelheiten über das Elternpaar von minderem Interesse. Im allgemeinen begnügt man sich mit ein paar genealogischen Hinweisen oder unstimmigen Kausalitäten, indem festgehalten wird, daß der Junge sein cholerisches Temperament vom Vater, das Mädchen seine musikalische Begabung von der Klavier spielenden Mutter hat, handwerkliche Geschicklichkeiten dem Großvater zu verdanken sind, im übrigen der Betroffene »aus gutem Hause« kommt, wie es lapidar heißt.

Vater Salomon, gerufen Salli, ein stattlicher Mann mit dicken Brillengläsern, die ihm sein seit seiner Jugend lädiertes Augenlicht aufzwang, hat sich nie wie ein Märchenonkel verhalten, seinen Sohn auf den Schoß genommen und ihm Geschichtchen über sein Elternhaus oder aus seiner Jugendzeit erzählt. Dementsprechend war der Sohn von vornherein mit keinerlei Herkunfts- und Klassenbewußtseinsfaktoren belastet. Natürlich fiel mal das Wort »Trabelsdorf«, der Geburtsort des Vaters, ein Nest im Oberfränkischen, das so groß ist, daß man, wenn man mit dem Auto reinfährt, auch schon wieder draußen ist. Nicht daß der Vater etwas zu verheimlichen gehabt hätte – er war sein Leben lang ein ehrenwerter Mann –, doch bleibt zu verstehen, daß es geradezu belämmert wäre, sich durch Berichte über das Leben einer jüdischen Großfamilie von den Lasten ihrer Armseligkeit und der Unfreudigkeit einer Jugend zu befreien. Nicht einmal das oft gesprochene Elternwort »Du sollst es besser haben« fiel. Es wurde mit den zur Verfügung stehenden Mitteln einfach darauf gesehen, daß es der Sohn besser habe als der Vater und Großvater Joseph, ein orthodoxer Jude, der vom Sonntagmorgen bis zum Freitagabend übers Land zog und Hopfen verkaufte. Der alteingesessene und ehrbare Beruf des jüdischen Trödlers war der seine.

Dem gläubigen Großvater wurde von seiner Frau – zu der Zeit, als Söhnlein Alphons in die Wiege gelegt wurde, bereits verstorben – eine Schar von Kindern in die Welt des Deutschen Kaiserreichs gesetzt, von denen mal das eine oder andere, mal dieser Onkel oder diese Tante entweder im Kölner Haushalt auftauchten oder sich brieflich bemerkbar machten. Ganz im Gegenteil zu der oft verbreiteten Ansicht, daß sich jüdische Familien durch ihren engen Zusammenhalt auszeichnen, wenn nicht gar charakterisieren, verblieb bei dem Silbermann-Clan das

geschwisterliche Geflecht im Rahmen eines losen Bekanntschaftsgrades, hervorgerufen durch den Mangel eines allbeherrschenden, den wie immer gearteten Zusammenhalt fördernden Familienhauptes. Vordringlich doch wohl durch ein nicht nur in jüdischen Kleingemeindekreisen vorherrschendes Verständigungsprinzip, gemäß dem die Kinder so bald wie möglich, ob dumm oder gescheit, tüchtig oder untüchtig, von zu Hause weg mußten, um die mühsame finanzielle Situation zu entlasten. Einigermassen erwachsen, die Volksschule absolviert, wurden Jungen und Mädchen in irgendeine Lehre geschickt. Diesbezüglich gab es nicht jene Auswahlüberlegungen, die im Familienkreis mit Sorge und Wohlwollen die Frage »Was soll aus dem Kind werden?« diskutieren lassen. Eher hieß es: »Wer nimmt den Bub oder das Mädle?«, wobei von vornherein bei den Jungen der Berufszweig Kaufmann (Verkäufer, Vertreter, Buchhalter etc.) in Frage kam, bei den Mädchen Verkäuferin, Magd, Haushaltshilfe und Ähnliches. Daß sich die Suche nach der Lehrstelle in erster Linie im jüdischen Unternehmens- oder Haushaltskreise abspielte, war eine Selbstverständlichkeit; denn von einer einigermaßen »offenen« Beziehung zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung konnte um die Jahrhundertwende noch keine Rede sein.

Wenn Vater Salomon bei höchst seltenen Gelegenheiten mal eine Bemerkung über seine Lehrjahre fallen ließ, erwähnte er einen bessergestellten Verwandten in Bamberg, bei dem er untergebracht worden war. Dort, so ließ sich aus seinem Munde nicht ohne Bitterkeit entnehmen, bescherte man ihm das Leben des mitleidig aufgenommenen armen Verwandten, eines lästigen, gegenüber den anderen Familienangehörigen hintangesetzten Anhängsels, dem, wenn andere drei

Bonbons bekamen, nur eines zuerteilt wurde. Wie es von dort aus weitergegangen ist und der Status eines gutsituierten Druckereibesitzers in Köln erreicht wurde, darüber fiel so gut wie nie ein Wort. Übrigens auch nicht über Lebenslauf und -situation der Geschwister, die sowieso nur an den Vater herantraten, wenn irgendwelche Schwierigkeiten aufgetreten waren. Festzuhalten ist, daß sich der distanzierte Familiensinn des Vaters, um seine Attitüde auf eine kurze Formel zu bringen, durchaus auf den Sohn übertragen hat: Weder interessierte es ihn, wer nun dieser Bruder oder diese Schwester und/oder ihre Kinder waren und wovon sie lebten, noch fühlte er sich ihnen blutsverwandt verbunden – sie waren Begleiterscheinungen einer sorgenlosen und gleichermaßen unbekümmerten Jugendzeit.

Erst viel später, als das Nazi-Gesindel völkermordend die gesamte Silbermann-Sippschaft – Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen: sechzehn an der Zahl – ausgerottet hatte, wurde bei ihm ein betonteres Interesse an den Familienverhältnissen wach. Anlaß waren zum einen die Erledigung von Erbschaftsangelegenheiten, die sich nach vielfachen schwierigen Erkundungen über den Verbleib der Angehörigen und deren Verschleppung in die Konzentrationslager ergaben, und zum anderen aus der ihn wie ein Blinkfeuer treffenden Erkenntnis, daß er, der Unverheiratete, nach dem Tode seines Vaters der Letzte der Silbermann sein wird. Damals, das heißt in seiner dritten Emigrationsetappe, nämlich in Australien, kam er mit jenen auf die Flüchtlinge herabblickenden australischen Juden in Berührung, die sich, was darauf zugute haltend, daß sie bereits vor zwei oder drei Generationen ins Land immigriert waren, wie eine Gruppe von blue bloods aufspielten. Es bekümmerte ihn die natürliche Bescheidenheit seines Vaters in

Nebeneinanderstellung zu seinem eigenen, teilweise snobistischen Ehrgeiz, der danach verlangte, zumindest als zum jüdischen Landadel gehörend anerkannt zu sein. Dieses vergebliche Bemühen, sich auf mehr zu berufen als auf den ehrwürdigen Stammvater Abraham, brachte ihm ein Bündel von Informationen, die, wenn auch nicht seinen Ehrgeiz, so doch wenigstens seine reichlich spät erwachte Neugier befriedigten. Vor ihm entblätterte sich der Inbegriff vieler der vom Lande gekommenen Judenknechte, die aus eigener Willens- und Geisteskraft und unter Einsatz unermüdlichen Fleißes sich ein Leben gestaltet haben, das sie über die durch ihre Herkunft bedingten sozialen, religiösen und kulturellen Beschränkungen hinausgeführt hat.

Es war eines Tages, daß der gewissenhafte und ordnungsliebende Vater (selbst Rechnungen vom Gemüseladen hob er auf) zu einer vergilbten Mappe griff und säuberlichst in Sütterlinschrift verfaßte Zeugnisse auf den Tisch legte. Sich in diese vergilbten, handgeschriebenen Schriftstücke vertiefend, entstanden vor den Augen des Sohnes Bilder aus vergangenen Zeiten, denen er bisher nur in Romanen, Novellen etc. entgegengekommen war, ohne sie mehr als literarisch-deskriptive Ergüsse historisierender Art in sich aufzunehmen. Durch die Lektüre von Vaters erstem Zeugnis, dem sich entnehmen läßt, daß dieser im Alter von vierzehn Jahren seine Lehre begonnen hatte, eröffnet sich ihm ein zeitgeschichtlicher, über das Individualgeschehen hinausragender, sowohl bewundernder als auch sozialkritischer Blick.

Was waren das bloß für gesellschaftliche Zustände, in denen ein Vierzehnjähriger in ein Nest wie Bad Orb verschlagen wurde und im Geschäft einer Firma S. Lichtenstädter nach Ausweis des Zeugnisses vom 15.